

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Magd vom Wildenloh. Eine Räubergeschichte

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**



Die Magd vom Wildenloh. Eine Räubergeschichte.

uh! Eine Räubergeschichte! Bringt der Hinkende jetzt auch noch Räubergeschichten in seinen Kalender!?

Warum denn nicht? Lieber Leser, bist du einmal jung gewesen, so 10 bis 12 Jahre alt? und hast du einen Großvater gehabt, der Geschichten erzählen konnte? und wenn Räubergeschichten darunter waren, haben die dir nicht am besten gefallen? Ich habe einen solchen Großvater gehabt, und was für einen, der konnte Geschichten erzählen, und prachtvolle Räubergeschichten darunter, und die schönste war die, die ich jetzt wieder erzählen will. Es ist eine Jugenderinnerung. Freilich so gut wie mein Großvater kann ich's nicht. Er war Pfarrer, natürlich ein evangelischer, sonst könnte er ja nicht mein Großvater gewesen sein.

Sein Pfarrhaus lag mitten in Gärten; da war der Biengarten, weil Bienensünde darin waren, der Krautgarten, der Obstgarten und der Grasgarten. Für uns Buben war natürlich der Obstgarten der bevorzugte, und zwar nicht sowohl wegen der Äpfel, Birnen und Zwetschgen, die wir den Tag über uns schmecken ließen, sondern hauptsächlich wegen der Geschichten, die der Großvater uns in dem Obstgarten erzählte.

Das waren Zeiten, wenn wir in der Vakanz beim Großvater waren! Zum Frühstück eine große Zinnschüssel voll Kartoffelrahmsuppe; ein Löffel blieb aufrecht darin stehen, und vier Teller voll per Kopf war der eiserne Stat, und die Großmutter war für diesen Fall national-liberal und hatte sich ihres Budgetrechtes gänzlich begeben. Der geneigte Leser möge mir verzeihen, daß ich mich so lange bei dieser Kartoffelrahmsuppe verweile, allein sie gehört zu meinen schönsten Jugenderinnerungen, und die „Gretel“, deren kunstfertiger Hand wir diesen Hochgenuss verdanken, stand bei uns in großer Achtung. Allerdings theilte sie diese Hochachtung mit dem „Kenslerle“ in der Ecke des Bohnzimmers, in welchem die Großmutter Butter, Honig, „Schlette“, und andere Lederbissen aufzubewahren pflegte, und dessen Schlüssel sie so unvorsichtig war, hier und da hängen zu lassen. In der Zubereitung von „geschmälzten Knöpfle“ mit Schnitzgen und Speck, welche den Mittagstisch zierten, und von „Dummes“ mit Pflaumenmus zum Nachtessen, war die „Gretel“ auch sehr stark, und in der Zwischenzeit schärften wir unsern Appetit auf den Äpfel- und Birnbäumen des Obstgartens.

Allerdings brachten wir nicht unsere ganze Zeit mit diesen materiellen Genüssen zu, wir erfüllten auch höhere Aufgaben, indem wir in dem nahen Bache, in dem „Gumpen“ bei der Hammerschmiede badeten, oder angelten und nichts fingen, hinter dem Haselnußhaag im Grasgarten aus ausgehöhlten Kartoffeln mittelst eines Hanfstengels dicke Ruchblätter rauchten, oder mit den Knechten in's Heu fuhren oder in's „Kleeholen“, wobei es regelmäßig eine Prügelei absetzte, wer auf dem Satteltgaul reiten dürfte.

Unser Hauptgenuss erwartete uns aber am Abend, wenn die Erzählungsstunde gekommen war. Im Obstgarten, unter einer Gruppe prachtvoller Ruchbäume, war eine Bank; auf dieser saß der Großvater nach dem Nachtessen bei der Dämmerung, rauchte seine Pfeife und wir saßen an seinen Knien, erwartungsvoll zu ihm aufblickend. Bei schlechtem Wetter war's die „Milchkiste“ im Wohnzimmer.

„Lieber Großvater, bitte, eine Geschichte!“

„Nun, ihr Buben, weil ihr heute brav gewesen seid, und eurer Großmutter keine Ursache zur Klage gegeben habt“ — die Großmutter hatte nämlich an diesem Tage den Schlüssel zum „Kenslerle“ stets in der Tasche getragen — „so will ich euch eine Geschichte erzählen. Was wollt ihr für eine?“

„Eine Räubergeschichte! Eine recht arge, lieber Großvater!“

„Meinethalben, ihr Buben. Ihr sollt eine Räubergeschichte haben. Ich will euch zeigen, wie auch ein schwaches Geschöpf durch Muth und Geistesgegenwart eine große Gefahr bekämpfen kann. Ich werde euch die Geschichte von der „Magd im wilden Loth“ erzählen.“

Und der Großvater blies eine gewaltige Dampfwolke gegen den Abendhimmel, räusperte sich und begann:

„Im Oldenburger Lande, wo ein alter Freund unserer Familie zu Hause war, nicht weit von der Hauptstadt Oldenburg . . . . . Wilhelm, an welchem Flusse liegt Oldenburg?“

„Oldenburg, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Oldenburg, liegt an der schiffbaren Hunte und Haaren, welche einen Theil der Stadt durchfließen und einen Hafen bilden, und besteht aus . . . .“

„Halt, Wilhelm, es ist gut, du hast deine Sache gut gemacht. Ein Papagei kann's nicht besser.“

Wilhelm ließ den Kopf hängen und Großvater fuhr fort zu erzählen:

„Also nicht weit von der Hauptstadt Oldenburg, wo das Land überall flach ist, gibt es eine Anhöhe, nicht sehr hoch, aber breit, so daß jetzt ein ganzes Dörfchen darauf liegt. Die war früher mit Wald bewachsen und hieß das wilde Loth, weil es eigentlich eine Wildnis war, in der weit und breit keine Menschen wohnten, aber böses Gesindel trieb sich da gern herum. Als ich vor langer Zeit — ich war noch ein junger Student — einmal dort war, und in meinem Einspämer am Fuße des Wildenloth vorüber fuhr, erzählte mir mein Fuhrmann, indem er mit der Peitsche nach dem waldbedeckten Hügel zeigte, der Teufel habe einstmal die Stadt Oldenburg zu Grunde richten wollen, da habe er in seinem Grimm ein Stück Land aus der Erde herausgerissen, da wo jetzt das Zwischener Meer ist, und habe es in seinen Krallen durch die Luft gegen Oldenburg zu tragen. Aber der Teufel sei anfangs alt und schwach, und konnte mit der schweren Last nur langsam fliegen, darüber habe der Hahn gekrächt, der Teufel habe seine Last fallen lassen und sei wieder in die Hölle zurückgefliegen. Das Land aber, das er habe fallen lassen, liege noch da und heiße das wilde Loth, Niemand wolle da wohnen, und man könne heute noch den Schwefeldampf riechen.“

„Aber lieber Großvater, hast du denn dem dummen Fuhrmann nicht gesagt, daß es keinen Teufel gebe?“ unterbrach ich die Erzählung, denn ich war damals schon ein kleiner Freigeist.

„Freilich habe ich“, erwiderte der Großvater, „aber damals war meinem oldenburger Fuhrmann keine Vernunft beizubringen. Er lächelte bei meinen Befehrsversuchen: „Wie könnte man denn sagen: Pfui Teufel, und höß der Teufel, wenn's keinen gebe, und wer anders konnte ein so wüthes Stück Land, wie das Wildenloth daherjagen, als der Teufel?“ Wegen solche Beweisgründe konnte ich natürlich nicht aufkommen, und ich ließ dem Oldenburger seinen Teufel.“

Wir Buben lachten über den dummen Fuhrmann in dem Bewußtsein unserer geistigen Ueberlegenheit, und der Großvater fuhr in seiner Erzählung fort:

„Da war aber ein Müller, der glaubte weber an den

Teufel, noch an die Räuber, und hatte sich auf dem höchsten Punkte des Wildenloh eine Windmühle gebaut, denn der Wind dort oben war von der ersten Qualität, und der Wind hatte ihn im Laufe der Jahre zu einem reichen Manne gemacht; und in den vielen Jahren hatte er weder von dem Teufel noch von den Räubern etwas gemerkt, und lachte über Beide.

Dieser Müller wollte einmal nach Oldenburg zu Markte fahren, und seine Frau mitnehmen, auch die Müllersburschen sollten Urlaub bekommen, denn es war Tanz in Oldenburg, und die Müllersleute wollten sich einmal einen guten Tag machen; alle wollten die Nacht ausbleiben und erst am andern Morgen wieder zurückkehren. Da sagte der Müller zu seiner Magd, „Marianne, du bleibst allein im Hause, gieb gut Acht, daß wir nicht bestohlen werden; Thüren und Fenster mußt du gut verriegeln.“

Zwar es hat keine Gefahr, es ist aber nur wegen der Vorsicht.“ Damit fuhren sie weg. Als der Abend kam wurde es der Magd doch etwas ängstlich; so allein in dem Hause, mitten in dem großen Walde, und weit und breit keine Menschenseele. Alle Welt wußte, daß der Müller ein reicher Mann sei, Geld genug in der Mühle habe, und merkten nun böse Menschen, daß alle Männer fort, und sie allein zu Hause geblieben sei, so konnte es ihr schrecklich gehn. Sie hatte keine Ruhe, ging im Hause überall umher, schloß und riangelte die Hofthüre zu, lauschte in die todtenstille Nacht hinaus; aber sie hörte nichts, alles ruhig und stille, nur der Nachtwind rauschte in den Wipfeln der Bäume, und drunten im Thale hörte man einen Hofhund bellen. Da setzte sie sich in die Stube an ihr Spinnrädchen und spann und summtel balbleise ein Liedchen dazu. Als ihr aber einmal der Faden riß und sie das Mädchen stellen mußte, da kam es ihr vor als hätte sie draußen Stimmen gehört.

Sie lauschte; sie öffnete das Fenster und rief in die Nacht hinaus: „Wer ist da?“ Doch Alles stille. Es wird der Wind gewesen sein, dachte sie, schloß das Fenster und setzte sich wieder an das Rädchen. Doch das Rädchen hatte sich noch kein Dutzendmal gedreht, da schreckte sie wieder auf. Jetzt war es keine Täuschung, es handthierte Jemand am Hofthore, sie hörte es ganz deutlich. Geschwind hängte sie ihr Lämpchen hinter den Ofen und schlich leise aus der Thüre in den Hof. Sie horchte und da hörte sie wie dicht an der Mauer Männer leise zusammen sprachen. „Die verdammte Thüre,“ sagte der eine. Dann wurde wieder an der Thüre gedrückt, es mußten mehrere sein, die sich da gegen stemmten, denn sie krachte in allen Fugen; aber sie war fest und stark und hielt wacker aus.

„Da kommt ihr nicht durch,“ flüsterte es draußen an der

Mauer, „und Lärm dürfen wir auch nicht machen, es heßt uns sonst die Nachbarn auf den Hals.“

„Wie ist's mit der Mauer?“ sagte ein Anderer.

„Sie ist zu hoch und wir haben keine Leiter.“

„So brechen wir sie durch; wer will uns daran hindern? die Magd ist ja allein, und der schneiden wir den Hals ab, wenn sie Lärmen macht.“

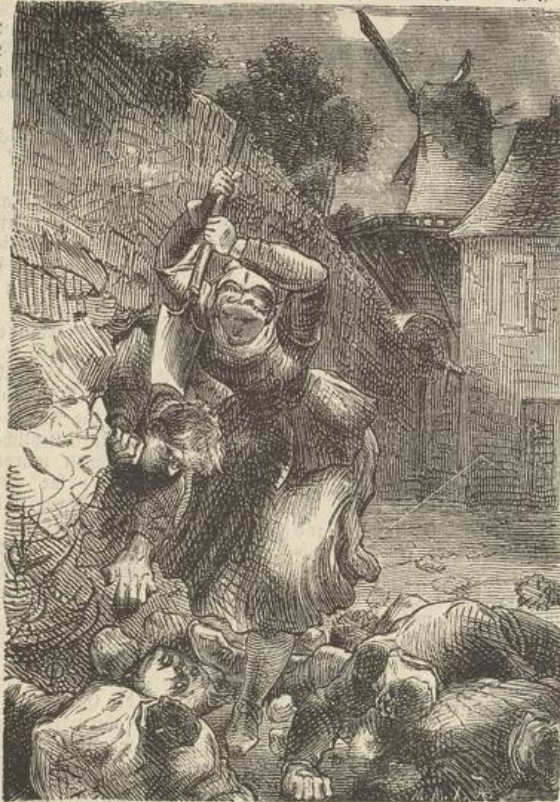
Dem Mädchen stand der Angstschweiß auf der Stirne. Plötzlich knarrte und knisterte es neben ihr an der Mauer, und jetzt wußte sie, daß die Diebe die Mauersteine mittelst Brecheisen los machten. In wenigen Minuten konnte die Mauer durchbrochen, und die Räuber und Mörder in den Hof gedrungen sein. Da überfiel sie eine entsetzliche Angst: wie konnte sie, das schwache Mädchen, sich allein gegen einen Haufen Räuber und Mörder wehren?

Doch die Verzweiflung gab ihr Muth und Besonnenheit. Sie stürzte in das Haus zurück und suchte nach einer Waffe. Sie suchte in der Küche nach dem Holzbeile; da fiel ihr in der Kammecke ein Spaten in die Augen, den ergriff sie. Er war von gutem Stahl; der Müller hatte ihn schärfen lassen, schneidig wie ein Messer, denn er wollte ein neues Stück Wald ausroben und mit dem scharfen Spaten die Wurzeln abstoßen.

Mit dem Spaten in der Hand sprang sie wieder in den Hof hinaus, und trat an die Mauer, dicht an die Stelle, wo von der andern Seite mit Hebeisen und Meißel gearbeitet wurde. „Leben um Leben!“ flüsterte sie, und ihr Auge blitzte von furchtbarer Entschlossenheit. Jetzt fiel ein Stein zu ihren Füßen, die Mauer war durchbrochen, das Loch war fertig, und eine Faust.

Wir Zuhörer bingen mit athemloser Spannung an dem Munde des Großvaters, denn jetzt, jetzt mußte es ja kommen! Da machte der Großvater eine Pause, klopfte seine Pfeife aus, und sagte ganz ruhig, als ob nicht das arme Mädchen in Todesangst an dem Mauerloch stünde; „Albert,“ sagte er, „meine Pfeife ist aus; hole mir das Tabakpäckchen auf meinem Zimmer.“ Aber so war er, der Großvater, mitten in der schönsten Erzählung konnte er eine Kunstpause machen, um uns in der Geduld zu üben, wie er sagte. Der Albert, der war ich: „Aber lieber Großvater, nicht weiter erzählen, bis ich wieder da bin!“ und ich flog durch den Garten, die steinerne Treppe hinauf, rannte im Hausgange die Grotel über den Haufen, was in dem finstern Zimmer des Großvaters die Stühle umstürzte über einen Stiefelschaber, erwischte das Tabakpäckchen und war in zwei Minuten wieder unter den Nußbäumen im Obstgarten. Großvater stopfte sich lächelnd seine Pfeife. „Du bist ein stinker Bursche, Albert.“

„Ich konnte doch die gute Marianne nicht so lange



Und die Häupter des dritten und vierten fielen unter den unerbittlichen Spatenstichen des tapferen Mädchens.

Todesangst ausstehen lassen", erwiderte ich, als ich wieder zu Athem gekommen war. Jetzt brannte Großvaters Pfeife wieder, und jetzt wußten wir, daß er weiter erzählen werde, denn ohne brennende Pfeife that er's nicht.

"Wo sind wir stehen geblieben?"

"Vor dem Loche in der Mauer".

"Richtig, vor dem Loche. Das Loch war also fertig, eine Faust schob sich hindurch und brach noch einen Stein los. Dann kamen zwei Arme, ein Mann wollte sich offenbar hindurchschieben. Aber das Loch war nicht weit genug und der Mann zog die Arme wieder zurück. Das Mädchen hörte wie der Mann sagte: „So geht es nicht, ich muß zuerst den Kopf hindurchstecken, dann schiebt ihr mich vollends hinein, und wenn ich einmal drinnen bin, ziehe ich euch alle vier in den Hof.“

Die Magd hob mit beiden Armen den scharfen Spaten in die Höhe. Jetzt schob sich ein Kopf durch die Oeffnung, mit dem Gesichte abwärts, der Räuber konnte die ihm drohende Gefahr nicht sehen. Draußen schoben sie nach, und als der Räuber bis an die Schultern herein war, senkte das Mädchen: „Gott sei mir gnädig“, und stieß mit voller Kraft den scharfen Spaten in den Nacken des Räubers, noch einen Stoß, und der Kopf rollte zu den Füßen des Mädchens. Der Räuber hatte keinen Seufzer ausgestoßen. Nur einen Augenblick starrte Marie auf das rollende Haupt, dann warf sie schnell den Spaten hin, griff mit beiden Händen in den Wams des Todten und zog so den Kumpf herein, während die andern von draußen nachschoben. Aber kaum hatte das kräftige Mädchen die Leiche auf die Seite geschleppt, so kam schon der zweite Kopf durch die Oeffnung. Athemlos stand sie da, den Spaten hoch aufgehoben; ahnungslos schob sich der Räuber weiter vorwärts, da stieß sie wieder und wieder, und der zweite Kopf rollte dem ersten nach; das Blut strömte über die Hände, wie sie die Leiche durch das Loch hereinzog. Sie schwindelte und kämpfte mit einer Ohnmacht. „Großer Gott sei barmherzig und gnädig und steh' mir bei in dieser Noth!“ Und so kam der dritte und vierte, und auch die Häupter des dritten und vierten fielen unter den unerbittlichen Spatenstichen des tapferen Mädchens.

Alles war still innen und außen; Marianne stand bis an die Knöchel im Blute, aber sie hatte sich vollkommen ermannt und stand mit hochgehobenem Spaten. Es erschien aber kein Kopf mehr durch die Oeffnung; draußen aber rief der letzte Räuber mit halblauter Stimme: „Seid Ihr alle drinnen? So, jetzt helft auch mir und gebt mir die Hände.“ Darauf griff er mit beiden Fäusten in das Loch herein, als er aber das warme Blut fühlte, zog er die Hände rasch zurück.

„De, was soll das?“ rief er erschrocken, „das riecht ja nach Blut?“

Doch er bekam keine Antwort von seinen stillen Kameraden. „Geb Antwort“, rief jetzt der Räuber wieder. „Mathes, Christel! in's drei Teufels Namen, wo seid ihr, und was soll das Blut?!"

Da trat die Magd vor an die Maueröffnung und rief hinaus:

„Das ist Blut von deinen Kameraden! Komm nur, ich bin gerüstet!“

„Hölle und Teufel!“ Intschte der Räuber. „Doch das soll vergolten werden! Verlaßt Euch drauf, ich komme wieder!“ Und wie von Furien gepfeift stob der Stroh durch den Wald. Man hörte seinen eilenden Schritt in dem dünnen Laube.

Das Mädchen athmete hoch auf. Sie warf einen Blick des Entsetzens auf die kopflosen Leichen um sie her, und ein Fieberchauer schüttelte ihren Körper. In ein trampfhaftes Schluchzen ausbrechend, schlug sie die blutigen Hände vor das Gesicht und sank halb bewußtlos auf

den Mauervorsprung nieder. Aber noch durfte sie nicht erlahmen, der Räuber konnte ja Hilfe holen, hatte er nicht gerufen. ich komme wieder? Sie mußte ausharren. Der Mond war aufgegangen und warf sein bleiches Licht auf diesen Ort des Entsetzens. Schauernd wendete sie den Kopf, sie konnte den Anblick nicht mehr ertragen. Aber sie blieb sitzen und lauschte in die stille Nacht hinaus. Und so saß sie, eine treue Schildwache, den mörderischen Spaten in der Hand, Stunde um Stunde, bis der Morgen graute. Und als die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Baumgipfel vergoldete, da war die Gefahr vorüber. Das Mädchen erhob sich, die Knie brachen fast unter ihr, und schleppte sich in das Haus zurück. In der Wohnstube stürzte sie ohnmächtig zusammen.

Eine Viertelstunde später kam der Müller mit seinen Leuten aus der Stadt zurück. Er klopfte an das geschlossene Thor. Allein Niemand hörte ihn; „De da, Marianne, faule Dirne, aufgestanden!“ Aber Alles blieb stille. Jetzt ging er um die Mühle herum und entdeckte das frische Loch in der Mauer. Er griff durch das Loch und zog die blutige Hand zurück. „Am Gotteswillen, was ist das?!" rief er voll Schrecken, und rannte nach dem Wagen zurück: „Hans und Christoph! herunter! Da ist ein Unglück geschehen! Räuber sind durch die Mauer eingebrochen und haben die Marianne erschlagen! Brecht das Thor auf!“ Im Nu waren die Rechte auf dem Boden, und in wenigen Minuten hatten sie, mit der Wagenkeißel als Hebebaum, das Thor eingestoßen. Da sahen sie mit Entsetzen im Hofe die kopflosen Leichen, und in der Wohnstube fanden sie das Mädchen, bewußtlos und mit Blut bedeckt auf dem Boden liegen. „Die Marianne ist erschlagen!“ jammerte die Müllerin. Der Müller war neben ihr niedergesunken. „Nein, nein, ihr Herz schlägt noch, sie ist ohnmächtig!“ Man rief ihr die Schläfe mit Branntwein, da schlug Marianne mit einem Seufzer die Augen auf. Als sie sich erholt hatte, erzählte sie die entsetzlichen Vorgänge dieser Nacht.

Die Gerichtspersonen wurden aus der Stadt geholt; aber Niemand kannte die Todten. Sie wurden neben der Kirchhofmauer eingescharrt. Das wadere Mädchen aber hatte Lob und Ehre von ihrer That, und die Mühle wurde ein wahrer Wallfahrtsort für die ganze Umgegend, denn Jedermann wollte das Mädchen sehen, das Loch in der Mauer, und den furchtbaren Spaten, und den Platz, wo die vier kopflosen Räuber gelegen. Der Müller aber und seine Frau hielten die Marianne hoch in Ehren und betrachteten sie wie ihr eigenes Kind.

Hier machte der Großvater wieder eine Pause, denn die Pfeife war ihm abermals ausgegangen und er stopfte sich eine frische. Es war inzwischen völlig Nacht geworden, und wir warfen etwas bedenkliche Blicke nach der nahen Gartenmauer, die eine unangenehme Neugierigkeit hatte mit dem Müller seiner Hofmauer.

„Das war einmal ein braves Mädchen, die Marianne“, sagte der Wilhelm, „und so etwas wäre unsere Gretel nicht im Stande gewesen!“

„Und der Spatenstich der Marianne, da ist der berühmte erste Spatenstich bei Eisenbahnbauten ein Pfifferling dagegen“, sagte ich, denn ich hatte erst kürzlich der Feierlichkeit eines solchen ersten Spatenstiches beigewohnt, und der Herr Oberamtmann, der den ersten Spatenstich machen mußte, hatte sich dabei sehr ungeschickt angestellt.

„Aber lieber Großvater, ist denn die Geschichte schon aus? Und bekommt denn die Marianne keinen Mann? So eine berühmte Person.“

„Nur Geduld, ihr Duden, bis die Pfeife brennt“, sagte der Großvater. „Es kommt noch ein Nachspiel.“

Und die Pfeife brannte und der Großvater erzählte weiter.

Beinahe ein Jahr war nach den jüngsten Ereignissen vergangen, da fuhr eines Morgens ein Bernerwägle mit zwei prächtigen Rappen an der Mühle vor, und ein wohlgekleideter, stattlicher Mann, in besten Jahren, mit von Sonne und Wetter gebräuntem Gesichte, sprang auf den Boden, und fragte nach dem Müller. Der Müller führte ihn in seine Stube: „Willkommen Herr, und was ist Euer Begehren?“

„Ich bin der Hofgutsbesitzer Meier, dort oben bei Achthorn, und hier meine Papiere, die mich legitimiren“. Und damit reichte er dem Müller eine rothe Brieftasche hin. Der Müller warf einen Blick hinein, und sagte: „Freut mich Herr Meier, und mit was kann ich dienen?“

„Ihr habt ein Mädchen im Hause, Marianne heißt sie, die vor einem Jahre Eure Mühle so tapfer gegen Räuber verteidigt hat?“

„Ja, und ein braves und tüchtiges Mädchen ist sie,“ erwiderte der Müller. „Was soll's mit der Marianne?“

„Drum gefällt mir das Mädchen,“ sagte der Fremde, „ich habe sie auch sonst wohl gesehen, wenn sie auf den Markt ging nach Oldenburg, und da kam mir der Gedanke, so eine tüchtige Person könnte ich brauchen auf meinem Hofgute, kurz — wenn Ihr nichts dagegen habt, und das Mädchen mich mag, so will ich sie heirathen und zu meiner Hofbäuerin machen.“

Der Mann sah ansän- dig aus, seine Papiere schie- nen in Ordnung, unter sei- nem Brusttuche sah eine schwere Geldgurte hervor, und draußen der Wagen und die Pferde waren unter Brüdern 1000 Thaler werth; — der Müller dachte, die Marianne könne da ihr Glück machen. „Ich will mirs überlegen, Herr Meier“, sagte er. „Stellet einswelken Eure Gäule in den Stall und seid mein Gast für heute. Ich will mit der Marianne reden. Vielleicht macht sich's.“

Und als der Abend kam, stellte der Müller einen Krug vom Besten auf den Tisch, zur Feier der Verlo- bung, denn die Marianne hatte Ja gesagt. Sie war freilich anfangs erschrocken über den Antrag des ganz fremden Mannes, der sie mit so ganz eigenthümlichen Blicken betrachtete, aber der Müller sprach ihr zu, und lobte den Mann, er sei wohlhabend und sie werde es gut haben, und es sei ein wahres Glück für sie. Sie war ein armes Mädchen, das konnte sich ja auch ändern, und . . . nun, es war doch immer eine Versorgung, und so sagte sie am Ende Ja. Und als der Bräutigam am Abend wegsuhr, sagte er: „In acht Tagen komme ich wieder, und in vierzehn Tagen ist die Hochzeit, denn ich bin pressirt, eine tüchtige Frau auf's Gut zu bringen.“

Nach acht Tagen kam er richtig wieder, und brachte seiner Braut Geschenke mit, ein seidenes Kleid, eine goldgestickte Haube, und steckte ihr einen goldenen Ring an den Finger.

Hint. Note für 1875.

„Ich will die Hochzeit einfach haben,“ sagte er zum Müller, „so ganz einfach, keine Gäste. Ich habe Trauer.“

„Was? Ist Euch Jemand gestorben?“

„Ein Bruder und ein paar gute Freunde,“ erwiderte der Mann, und ein unheimlicher Blis schoß aus seinen Augen. „An meinem Hochzeitstage ist ihr Sterbetag, und da begreift Ihr wohl . . .“

Der Müller begriff und rüchete nach acht Tagen die Hochzeit so einfach ein, als möglich. Keine Gäste, nur die Familie und der Herr Pfarrer, der sich's nicht nehmen ließ, und als das Hochzeiteffen vorüber war, fuhren die jungen Eheleute auf dem Bernerwägle mit den Rappen der neuen Heimath zu. Beim Abschiede nahm der Müller die junge Frau auf die Seite und drückte ihr einen schweren ledernen Beutel mit Hundert harten Thalern in die Hand. „Nimm, Marianne, du hast sie redlich verdient. Gott segne dich und lasse dich glücklich werden.“



Sie war anfangs erschrocken über den Antrag des fremden Mannes.

Marianne dankte unter Thränen und steckte den Beutel in ihre Tasche. Sie wollte ihrem Manne vorerst nichts davon sagen und ihn zu Hause damit überraschen. Als die jungen Eheleute auf dem Wägle saßen, und der Mann schwang schon die Peitsche, da reichte ihm der Müller noch einmal die Hand: „Glückliche Reise, Meier, und laßt Euch bald wieder einmal sehen.“

„Verlaßt Euch darauf, ich komme wieder!“ gab der Meier zurück und hieb in die Ferse.

„Vorwärts!“ und das Fuhrwerk flog den Waldweg hinab.

„Verlaßt Euch darauf, ich komme wieder!“ hatte er gesagt, und mit dieser Stimme. Marianne traute ihren Ohren nicht. Hatte sie nicht schon einmal, in einer entsehtlichen Stunde diese nämlichen Worte gehört und mit der nämlichen Stimme? „Verlaßt Euch darauf, ich komme wieder!“ So hatte der fünfte Räuber gesagt, ehe er die Flucht ergriff, und hundertmal ist ihr der entsehtliche Mensch im Traume erschienen, und hat ihr diese Worte zugerufen. Marianne erblickte, unwillkürlich rückte sie von ihrem Begleiter weg, und warf ihm von der Seite einen angstvollen Blick zu.

„He, Marianne,“ sagte ihr Mann, „was hast du? Was machst du für Augen?“

„Ich? Ich weiß nicht,“ stotterte die junge Frau.

Der Mann lachte. „Meint man doch fast, du fürchtest dich vor mir. Hast's ja mit vieren aufgenommen, wirst dich doch vor deinem Manne nicht fürchten?“

„Marianne suchte sich zu beruhigen. Es ist Zufall, Täuschung. So fuhren sie ein paar Stunden durch das Moor. Am Abend kamen sie an einem Wald. Marianne wurde wieder ängstlich. „Müssen wir durch diesen Wald? Sind wir bald zu Hause?“

„Bahl! bist du ein Hasenfuß! Und wenn uns auch etwas aufstehen sollte, du weisst dich ja zu wehren, mein Schatz.“ Nach einer kleinen Stunde hielten sie an einem einsamen Hause. Es schien eine einsame Waldherberge zu sein, die Fenster waren erleuchtet, und ein wüster Lärm schallte ihnen entgegen, der das Geräusch des Wagens übertönte.

Der Mann sprang auf den Boden.

„Wir machen hier Rast; ein paar gute Freunde erwarten uns; komm' herab!“ befahl er mit barscher Stimme.

Das Mädchen stieg ab; da faßte er ihre linke Hand und rief mit schrecklichem Lachen: „So mein Täubchen, leht hab' ich dich! Jetzt sollst du mir meinen Bruder und meine Kameraden bezahlen!“ Da wurde es der Unglücklichen schrecklich klar, ihr Mann war der fünfte Räuber, und in der Räuberherberge sollte sie ermordet werden. Die Größe der Gefahr gab ihr die Besonnenheit wieder und sie fühlte in ihrer Brust den Muth der Verweiskung.

Mit der freien rechten Hand fuhr sie in ihre Tasche und faßte den schweren Beutel. „Was hast du? Ich weiß nicht, was du willst!“ rief sie mit bebender Stimme.

„Du weisst nicht, was ich will?“ schrie der Entsetzte. „Räuben will ich mich, du mußt ster...!“ Doch der Räuber sprach das schreckliche Wort nicht aus, wie ein Blitzstrahl faufte der schwere Beutel durch die Luft und schmeterte auf das Haupt des Räubers nieder, wie der Hammer auf einen Amboss. Ohne einen Laut stürzte der Mann zusammen. Mit einem Sprung war Marianne wieder auf dem Wagen, riß die Pferde herum, und jagte im Karrierte den Waldweg zurück. Im Fortfahren sah sie noch, wie die Thüre der Schenke aufgerissen wurde und ein Haufen wild aufsehender Kerle herausstürzte. Doch sie hieb in die Pferde und in wenigen Minuten hörte sie nicht einmal mehr das Geschrei ihrer Verfolger. Um Mitternacht kam sie bei der Mühle an und allarmirte das Haus.

Der Müller ritt in der Nacht noch in die Stadt und machte Anzeige bei den Gerichten, als aber die Gerichtsbeamten am andern Tage an die Räuberherberge kamen, trafen sie nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen. Die Räuber hatten die Spelunke in Brand gesteckt und waren spurlos verschwunden.

Die Ehe mit dem Räuber wurde für ungültig erklärt, und ein Jahr darauf heirathete die Marianne einen braven Müllerburschen, und da der Müller keine Kinder hatte, so übergab er dem jungen Paare die Mühle, auf der sie noch viele Jahre glücklich mit einander lebten.

So, das war die Geschichte von dem tapfern Müller- mädchen in Wilbenloch.“

Damit schloß der Großvater seine Erzählung. Wir

waren etwas näher zusammengedrückt, und eine Minute lang herrschte tiefes Schweigen.

„Nun und was lernen wir daraus?“ fragte der Großvater. „Nun, Theodor, kannst du mir es sagen?“ Der kleine Theodor, der auf dem Knie des Großvaters saß und aufmerksam zugehört hatte, besann sich nicht lange.

„Ich weiß es lieber Großvater. Daraus lernt man, daß man in keiner Mühle einbrechen soll.“ Der Großvater lächelte und wir andern lachten.

„Ganz richtig, mein Sohn. Aber noch etwas anderes lernt man aus der Geschichte. Muth, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und ein gutes Gewissen können unerhörte Thaten verrichten. Merkt es Euch, Ihr Buben! Und

ferner kann man daraus lernen, daß ein braves, mutiges Herz auf Gottes Hilfe bauen kann, und daß Gott die Verbrecher straft und niederstreckt, und wäre es durch eines schwachen Mädchens Arm.

Und jetzt, Ihr Buben, ist's genug für heute, es ist 9 Uhr, und marsch in's Bett mit Euch!“



Der Räuber sprach das schreckliche Wort nicht aus.

Als ich in dieser Nacht in meinem Kämmerlein war, machte ich eine furchtbare Barrikade vor meiner Kammerthüre, bestehend aus meinem Nachttischen, zwei Stühlen, einem Stiefelzieher, und einer Wasserflasche. Die Wasserflasche hatte den Zweck, durch ihr Zerbrechen Lärm zu machen, wenn die fünf Räuber eindringen wollten. Ehe ich in's Bett stieg, leuchtete ich mit dem Lichte unter die Bettlade und hätte beinahe den Strohsack angezündet. Gleichwohl hatte ich eine sehr unruhige Nacht, und ich war froh, als ich am andern Morgen wieder hinter der Bretzel ihrer Kartoffelrahmsuppe saß. —

### Wen wir hassen.

Es ist nicht wahr, daß wir den Priester hassen, Nicht wahr, daß wir des Gottes bar geworden, Nicht wahr, daß wir den Geist der Jugend morden Und ohne Glauben sie erziehen lassen.

Noch beten wir zu Ihm, den zu erfassen Kein Mensch vermag, doch den die wilden Horden Nicht minder ahnen an des Cries's Borden Als hier zu Land des Volk's verdumnte Massen.

Die Priester nicht, wir hassen nur die — Pfaffen, Die ihres heil'gen Amtes nimmer waltten, Nicht Frieden bringen, sondern Unheil schaffen; Die Lügen uns statt Christi's Sagen geben, Die Gott den Herrn zum Menschen umgestalten Und einen Menschen gar zum Gott erheben.